

Damián Fernández: *Aristocrats and Statehood in Western Iberia, 300–600 C. E.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2017 (*Empire and After*). 328 S., 16 Abb. \$ 65.00/£ 50.00. ISBN: 978-0-8122-4946-0.

Damián Fernández zeichnet in seiner detail- und kenntnisreichen, sehr lezenswerten Studie die Entwicklung der Aristokratie im Westen der Iberischen Halbinsel in spät- und poströmischer Zeit nach. Der Fokus seiner Untersuchung liegt auf den Strategien des Statuserhalts und der Machtentfaltung dieser Aristokratie an der Peripherie des Römischen Reiches vor dem Hintergrund einer sich in politischer, sozialer und ökonomischer Hinsicht wandelnden Welt (1). Den zeitlichen Rahmen seiner Studie stecken die Regierung des römischen Kaisers Diokletian (284–305) einerseits und die Herrschaft des Westgotenkönigs Rekkared I. (586–601) andererseits ab. Die Wahl dieser Eckdaten begründet der Autor nachvollziehbar mit dem für die Iberische Halbinsel formativen Charakter beider Regierungszeiten: So besaßen die administrativen und militärischen Reformen Diokletians, wie die Schaffung einer neuen Provinz (*Gallaecia*) oder die Einrichtung der *dioecesis Hispaniarum* mit Mérida als Zentrum, einen tiefgreifenden Einfluss auf die römischen Provinzen der Iberischen Halbinsel und deren bisherige administrative und soziopolitische Strukturen. Auf diese Weise, so der Autor, seien die Provinzen Spaniens stärker als bisher der kaiserlichen Kontrolle unterworfen gewesen und die Nähe zum Kaiser für die Konkurrenz sozialer und politischer Eliten bedeutsamer geworden. Mit der Herrschaft der Westgotenkönige Leovigild und Rekkared Ende des sechsten Jahrhunderts sei eine weitere formative Phase in der Geschichte der Iberischen Halbinsel zum Abschluss gekommen: die Vereinigung derselben im nizänischen Glauben unter einem westgotischen Königtum, das fortan stärker christlich fundiert war und sich an oströmischen Repräsentationsformen orientierte, sein politisches Zentrum in Toledo hatte und sich um eine einheitliche Gesetzgebung bemühte (7–9).

Mit seiner Beschränkung auf den westlichen Teil der Iberischen Halbinsel, auf das Territorium der römischen Provinzen *Lusitania* und *Gallaecia*, möchte der Autor der bisherigen geschichtswissenschaftlichen Herangehensweise, die Spanien aufgrund seines peninsularen Charakters als relativ homogene Einheit betrachtet, eine Absage erteilen. Die Iberische Halbinsel zerfalle nämlich in Regionen und Mikroregionen mit jeweils landschaftlichen und

klimatischen Besonderheiten. Der Westen der Iberischen Halbinsel zeichne sich, so Fernández, durch eine gemeinsame Infrastruktur aus, weitgehend abgeschnitten von den Netzwerken, Kommunikations- und Handelsrouten, die über das Mittelmeer verliefen, von denen der östliche Teil Spaniens profitierte. Interaktion sei im Westen der Iberischen Halbinsel, der freilich vom Rest der römischen Welt niemals isoliert gewesen ist, wie der Autor betont, vor allem über den Landweg, über mehr oder minder schiffbare Flüsse und über saisonale Schifffahrt entlang der Atlantikküste erfolgt (2–7).

Fernández' Studie gliedert sich in zwei Teile: einen ersten zur spätrömischen Zeit (Ende drittes bis Mitte fünftes Jahrhundert), einen zweiten zur post-römischen (Mitte fünftes bis Ende sechstes Jahrhundert). Beide Teile, die aus je drei Großkapiteln bestehen, sind analog zueinander aufgebaut und durch die Auseinandersetzung mit zwei übergeordneten Thesen miteinander verbunden: 1) Die Aristokraten sowohl des spät- als auch des poströmischen Spanien trachteten danach, die Politik derjenigen politischen Entitäten aktiv mitzugestalten, in denen sie lebten, da ihnen diese, welche die soziale Ordnung sowohl organisierten als auch legitimierten, den notwendigen Bezugsrahmen boten, ihnen ihren sozialen Status zu garantieren. Besonderes Gewicht kam der Nähe zum jeweiligen politischen Zentrum dieser Entitäten und einer Beteiligung an den sozialen Symbolen und Praktiken zu, die einen Machtanspruch betonten. 2) Ein Wandel in Siedlungsformen, Architektur und materiellen Hinterlassenschaften zeuge vom Bemühen der Aristokraten, sich an die herrschenden sozialen, politischen und ökonomischen Bedingungen anzupassen (21–22). In Ermangelung einer reichlich fließenden schriftlichen Überlieferung über diesen peripheren Raum der römischen Welt stützt sich der Autor in seiner Untersuchung überwiegend auf archäologische Befunde (1–2).

Das erste (29–60) und vierte Kapitel (123–159) befassen sich mit den baulichen Charakteristika urbaner und ländlicher Siedlungen im Westen der Iberischen Halbinsel als Manifestationen aristokratischen Standesbewusstseins: ersteres in spätrömischer, letzteres in poströmischer Zeit. Die Siedlungen in spätrömischer Zeit (Kapitel 1) spiegelten, so der Autor, den Einfluss der administrativen Reformen Diokletians und seiner Nachfolger wie überhaupt städtische Entwicklungen im spätantiken Römischen Reich wider. Sei das westliche Spanien in der frühen Kaiserzeit im Vergleich zur Süd- und Ostküste der Iberischen Halbinsel mit ihrem dichten Netz aus alten phönizischen, griechischen und römischen Gründungen mit nur wenigen urbanen

Zentren relativ dünn besiedelt gewesen, habe es im dritten und vierten Jahrhundert in dieser Beziehung aufgeschlossen. Es sei ferner eine Intensivierung der Monumentalbautätigkeit zu beobachten. Von einer Krise urbanen Lebens im dritten und frühen vierten Jahrhundert könne folglich keine Rede sein. Viele Städte des westlichen Spanien, auch jene mit geringer politischer Bedeutung, hätten die meisten Charakteristika spätrömischer Urbanität, wie Verteidigungsanlagen, Theater, Zirkus, Therme, Foren, zeremonielle Bauten, Stadtvillen etc., ausgebildet. Epigraphische Zeugnisse würden nahelegen, dass vor allem Vertreter der lokalen Aristokratie und kaiserliche Magistrate Ressourcen mobilisierten, um öffentliche Bauten in den urbanen Zentren, insbesondere in denen, die für die kaiserliche Administration von Bedeutung waren, wie Mérida und Braga, oder die als Handels- und Kommunikationsknotenpunkte an wichtigen Landrouten und Seewegen lagen, zu errichten beziehungsweise zu erhalten. Hierdurch hätten Eliten ihre herausgehobene soziale Stellung betont, da nur sie neben den kaiserlichen Amtsträgern über die erforderlichen ökonomischen Ressourcen verfügten, derlei Bauprojekte zu finanzieren (30). Im ländlichen Bereich entstanden in der Nähe zu den administrativen Zentren sowie entlang der Handels- und Kommunikationsrouten, die die wichtigsten urbanen Siedlungen miteinander verbanden, prachtvolle Villenkomplexe mit einer relativ einheitlichen Prestigearchitektur (50), was Fernández als den Versuch einer Anbindung der Eliten an die soziopolitischen Schlagadern römischen Lebens wertet.

Großen Einfluss auf die Entwicklung urbaner Siedlungen im Westen der Iberischen Halbinsel billigt der Autor – und damit ist er keineswegs allein¹ – den Reformen Diokletians und seiner unmittelbaren Nachfolger zu. Durch die gestiegene Bedeutung jenes Gebietes für die politische Geographie des Römischen Reiches und die damit einhergehende verstärkte staatliche Präsenz habe die öffentliche Bautätigkeit einen Schub erhalten. Dies sei ein Zeichen für die stärkere Integration des Westens der Iberischen Halbinsel in das Römische Reich. Ein solch kausaler Zusammenhang mag auf den ersten Blick bestechen. Allerdings ist wohl zu bedenken, dass bauliche Maßnahmen, wie beispielsweise die Errichtung von Stadtmauern, nicht immer so exakt zu datieren sind, dass sie sich mit konkreten historischen Ereignissen in Verbindung bringen lassen. Zudem ist die Chronologie der Entstehung

1 So z. B. M. Kulikowski: *Late Roman Spain and its Cities*. Baltimore, MD/London 2004, 65–84.

der Prätoriumspräfecturen und Diözesen in der Forschung nicht unumstritten. Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass die Diözesenordnung erst von Konstantin dem Großen eingerichtet wurde und sich die Großpräfecturen nicht unter Kaiser Diokletian, sondern erst unter den Söhnen Konstantins des Großen etabliert hatten.²

Im Verlauf des vierten Jahrhunderts habe sich die Grundfläche einiger urbaner Siedlungen vermindert, was aber, so Fernández, nicht heiße, dass die Bevölkerungszahlen zurückgegangen seien. Es gebe vielmehr Anzeichen dafür, dass die Bevölkerungsdichte in den Städten zugenommen habe. Während in einigen Städten öffentliche Bauten weiterhin in Gebrauch waren und instandgehalten, mitunter sogar erweitert wurden, seien öffentliche Gebäude und Flächen in anderen Gemeinden einer neuen Verwendung zugeführt oder abgebrochen und mit Wohnraum überbaut worden. Allgemein könne aber von einem Rückgang öffentlicher Bautätigkeit gesprochen werden, da vornehmlich nur noch in den administrativen Zentren aufwendige Bauvorhaben realisiert worden seien. Schließlich sei eine Interessenverschiebung lokaler Eliten zu konstatieren, die sich weniger in Bauvorhaben engagierten, welche das Kaisertum und die *Romanitas* zelebrierten, als vielmehr in solchen, die ihnen die Annehmlichkeiten urbanen Lebens bescherten (40–41).

Die Stadtentwicklung nach dem Rückzug der kaiserlichen Administration aus dem Westen der Iberischen Halbinsel (Kapitel 4) vereine Kontinuität hinsichtlich der Siedlungsstrukturen mit einem drastischen Wandel in der Architektur. Siedlungsformen würden gegenüber der spätrömischen Zeit kaum Brüche aufweisen. So sei der *Gallaecia* in spätrömischer Zeit eine schwach ausgeprägte Urbanität eigen gewesen, was sich auch im fünften und sechsten Jahrhundert nicht geändert habe. Lokale Eliten seien nach wie vor maßgeblich an der Erhaltung städtischer Infrastruktur und an der Kommunalverwaltung beteiligt gewesen. War in spätrömischer Zeit die städtische Ratsver-

2 Kulikowski (wie Anm. 1) 71 sieht in Kaiser Diokletian den Urheber der *diocesis Hispaniarum*. Zur Einführung der Diözesenordnung unter Kaiser Konstantin dem Großen vgl. K. L. Noethlich: Zur Entstehung der Diözese als Mittelinstanz des spätrömischen Verwaltungssystems. In: *Historia* 31, 1982, 70–81; J. Migl: Die Ordnung der Ämter. Prätorianerpräfectur und Vikariat in der Regionalverwaltung des Römischen Reiches von Konstantin bis zur Valentinianischen Dynastie. Frankfurt/Main u. a. 1994 (Europäische Hochschulschriften III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 623); A. Coşkun: Die *Praefecti praesent(al)es* und die Regionalisierung der Praetorianerpraefecturen im vierten Jahrhundert. In: *Millennium* 1, 2004, 279–328.

sammlung (*curia*) in Kooperation mit ansässigen Angehörigen der Senatsaristokratie und den örtlichen kaiserlichen Beamten Träger kommunaler Selbstverwaltung, liege diese in poströmischer Zeit in den Händen der lokalen landbesitzenden Schicht, von Bischöfen und Klerikern sowie den Amtsträgern der Herrscher der gentilen Nachfolgereiche. Ein Wandel lasse sich in der Art und Weise konstatieren, wie sich sozialer Status architektonisch manifestierte: Öffentliche Gebäude wurden aufgelassen oder verloren ihre ursprüngliche Funktion, indem sie einem neuen Verwendungszweck, zum Beispiel als Wohn-, Produktions- oder Begräbnisstätten, zugeführt wurden. Stadtvillen wurden ab dem Ende des fünften Jahrhunderts nicht länger errichtet, bestehende nicht mehr erhalten. Wohnhäuser, aus vergänglichen Materialien erbaut, waren weniger prächtig ausgestattet. Charakteristika urbaner Zentren waren Stadtmauern und christliche Bauten, die nun als Merkmale von Urbanität galten. Insbesondere christliche Bauten hätten die städtische Topographie verändert: Intramurale Bestattungen wurden üblich; das öffentliche Leben konzentrierte sich nicht länger auf einen Punkt wie das Forum, da mit zahlreichen Kirchenbauten verschiedene städtische Zentren öffentlichen Lebens entstanden. Fernández möchte daher nicht von einem Niedergang öffentlicher Bautätigkeit, sondern von einer Transformationsphase sprechen, die auf eine Welt verweise, in der nach dem Rückzug des die öffentliche Ordnung garantierenden römischen Staates geistiger und körperlicher Schutz eine wichtige Rolle für das städtische Leben spielten. Die Geschwindigkeit dieses Prozesses variiere regional, sodass der Westen der Iberischen Halbinsel im sechsten Jahrhundert weniger homogen wirke als noch im vierten Jahrhundert (123 und 132).

Veränderungen ließen sich auch auf dem Lande beobachten: Aristokraten hätten nicht länger in eindrucksvolle Landsitze investiert, wobei dieser Prozess in der *Lusitania* langsamer verlief. Dort hielten sich spätrömische Siedlungsstrukturen in größerem Maße. Prächtig ausgestattete Landsitze galten nicht länger als Prestigeobjekte, wie noch in römischer Zeit. Dies könne nicht mit einem wirtschaftlichen Niedergang der Eliten erklärt werden, so der Autor, denn diese hätten weiterhin Reichtum akkumuliert, sondern hänge mit der Erosion des römischen Staates zusammen, durch die die Teilhabe an einer reichsweiten Villenkultur abgerissen sei. Die nun häufig auf den Gütern der Aristokratie anzutreffenden Kirchen seien nicht nur Zeugnisse für eine gesteigerte Religiosität, sondern zudem Ausdruck sozialen

Prestiges und aristokratischer Identität, denn die Kirchen, in denen Familienangehörige bestattet und der Verstorbenen gedacht wurde, zeugten nicht nur vom Wohlstand und von der Frömmigkeit ihrer Stifter, sondern waren ferner Orte familiärer Memoria (152–153).

Das zweite (61–89) und fünfte Kapitel (160–195) haben die Identität lokaler Eliten in spät- und poströmischer Zeit im westlichen Teil der Iberischen Halbinsel zum Gegenstand. Der Autor verwirft für die Spätantike (Kapitel 2) eine Unterscheidung zwischen einer reichsweit agierenden Senatsaristokratie und einer lokal verorteten Munizipalaristokratie als analytische Kategorien. Damit wendet er sich von bisherigen Forschungsansätzen zur spätantiken römischen Aristokratie ab, die vornehmlich die Interaktion zwischen einer sich angesichts der Erosion des Imperiums auf die lokale Ebene städtischer Gemeinden fokussierenden Senatsaristokratie und einer lokal beziehungsweise regional einflussreichen Munizipalaristokratie in den Blick nehmen. Der Autor begründet seine Entscheidung damit, dass es zwischen ‚zentralen‘ und ‚lokalen‘ Eliten, die beide symbolische, institutionelle und wirtschaftliche Ressourcen mobilisieren konnten, keine strukturellen Unterschiede gegeben habe: Beide seien ökonomisch mächtig und sozial einflussreich gewesen; beide hätten sich derselben Strategien sozialer Distinktion bedient, um ihren sozialen Status zu behaupten und ihre politische Macht zu sichern (11–13). Obschon eine rechtliche Unterscheidung in *ordo senatorius* und *ordo decurionum* für die Identität der Angehörigen dieser beiden Gruppen nicht zu negieren ist, sei für den sozialen Status der Eliten nicht so sehr ihre rechtliche Stellung, die in alltäglichen sozialen Interaktionen eine geringe Rolle gespielt habe, als vielmehr ein Bewusstsein der Zugehörigkeit zur herrschenden Schicht des Römischen Reiches von Bedeutung gewesen; dieses Bewusstsein fand Ausdruck in der Adaption von Sitten, Bräuchen und Moden, die auch von Aristokraten in anderen Teilen der römischen Welt als Mittel sozialer Distinktion gepflegt wurden. Die Vertreter sowohl des *ordo senatorius* als auch des *ordo decurionum* gebrauchten dieselben Strategien, um sich sozial abzugrenzen: das Ausüben von politischen Ämtern als Teilhabe am öffentlichen und politischen Leben, gleich ob auf Reichs- oder kommunaler Ebene, die Inanspruchnahme symbolischer Nähe zum Kaiser oder zu dessen Magistraten als Quelle ihrer sozialen Stellung sowie die Berufung auf traditionelle Werte (*mos maiorum*). Die materielle Kultur aristokratischen Alltagslebens verweise daher auf eine Welt, in der Ästhetik und sozialer Habitus Schichtenzugehörigkeit ausdrückten. Beides verorte die lokalen Eliten des

westlichen Spanien in dem größeren Kontext einer Reichsaristokratie. Daher, so der Autor, könne nicht von einer provinzialrömischen Aristokratie gesprochen werden (62).

Für die poströmische Zeit (Kapitel 5) kann Fernández zeigen, wie sich die lokalen Eliten an die neuen Gegebenheiten nach dem Rückzug des römischen Staates Mitte des fünften Jahrhunderts anpassten. Eine Differenzierung zwischen einer alteingesessenen römischen und einer zugewanderten gentilen Aristokratie lehnt der Autor ab, da für den sozialen Status nicht ethnische Identität, sondern die Verfügung über und die Durchsetzung von sozialer und politischer Macht ausschlaggebend gewesen seien. Sowohl ‚römische‘ als auch ‚barbarische‘ Eliten hätten dieselben, auf Landbesitz, familiäre Herkunft und Königsdienst beruhenden Strategien verfolgt, um ihren sozialen Status zu wahren und zu betonen. Einfluss auf diese Strategien besaßen das Fortleben überkommener römischer und das Entstehen neuer Institutionen im Zusammenhang mit der Etablierung gentiler Nachfolgereiche. Diese Prozesse verliefen in den verschiedenen Regionen des westlichen Spanien unterschiedlich, sodass sich die Aristokraten verschiedener, an die jeweils herrschenden Erfordernisse angepasster Strategien zur Ausbildung sozialer Identität bedienten. In der *Lusitania* überdauerte die römische Kommunalverwaltung das fünfte Jahrhundert, sodass die herrschende Schicht hier weiterhin an der Selbstverwaltung partizipieren konnte. Als sich die rechtlichen Rangordnungen des römischen Staates mit diesem aufzulösen begannen, sahen sich die Eliten dennoch gezwungen, sich aller denkbaren Mittel – Abstammung, Besitz, Königs- und Kirchendienst, Frömmigkeit, die sich in Kirchenstiftungen manifestierte – zu bedienen, um sich von der Masse der Freien abzuheben (173). In der *Gallaecia*, wo die Sueben Anfang des fünften Jahrhunderts ihre Herrschaft konzentriert hatten, sei die Situation der Aristokratie weitgehend von diesem Verhalten bestimmt gewesen. Jenseits der suebischen Zentren Braga und Lugo übten lokale Eliten, welche ökonomische Ressourcen mobilisieren und so der Bevölkerung nach dem Rückzug des römischen Staates Sicherheit und Ordnung bieten konnten und welche Vereinbarungen mit den Sueben, die stets aufs Neue und dabei nicht immer konfliktfrei ausgehandelt werden mussten, geschlossen hatten, die Herrschaft über kleinräumige Territorien aus, deren Kern meist eine kleine befestigte Siedlung war. Die politische Fragmentierung, die die Entwicklung territorial gebundener Identitäten befördert habe, sei erst ab dem zweiten Drittel des sechsten Jahrhunderts allmählich überwunden worden, als ein

Prozess politischer Einigung eingesetzt habe, der durch die westgotische Eroberung des Suebenreiches jäh unterbrochen worden sei. Dieser Einigungsprozess habe jedoch nicht bedeutet, dass man eine suebische ethnische Identität habe annehmen müssen, um zur sozialen und politischen Elite ihres Reiches zu gehören (179). In der nördlichen Iberischen Meseta sei wiederum früher als in anderen Regionen der Iberischen Halbinsel die römische Zivilisation aufgegeben worden. Dieser Raum sei seit dem frühen fünften Jahrhundert Grenzgebiet gewesen, zunächst zwischen den im nordwestlichen Iberien siedelnden Barbaren und der in der *Tarraconensis* verbliebenen römischen Administration, hernach zwischen Sueben und den die Iberische Halbinsel dominierenden Westgoten (186–187). Hierzu ist allerdings anzumerken, dass eine starke westgotische Präsenz auf der Iberischen Halbinsel im fünften und frühen sechsten Jahrhundert in der Forschung nicht unumstritten ist.³ Eine westgotische Besiedlung der Meseta, wie von Fernández postuliert (190–191), wird von Teilen der Forschung abgelehnt.⁴ In dem von Fernández angenommenen militarisierten Klima hätten lokale Aristokraten ganz eigene, stark auf militärischer Führerschaft beruhende Strategien entwickelt, ihren sozialen Status zu bewahren und zu zeigen. Aufgrund eines dünnen urbanen Netzes habe es in der nördlichen Iberischen Meseta eine nur schwache Tradition kommunaler Selbstverwaltung gegeben. In dieser wenig institutionalisierten Welt herrschten kaum formalisierte Versammlungen lokaler landbesitzender Notabeln mit Einfluss über kleinräumige Territorien, deren Mittelpunkt, ähnlich wie in der *Gallaecia*, zumeist befestigten Höhensiedlungen waren (192–193).

Fernández unterstreicht die Bedeutung ökonomischer Ressourcen für die Strategien sozialer Distinktion der Eliten, denn aristokratischer Status sei nicht allein durch Titel und Ehren, sondern auch durch Reichtum erlangt worden. Vor diesem Hintergrund setzen sich das dritte (90–119) und sechste Kapitel (196–224) mit den Quellen aristokratischen Reichtums und den sozioökonomischen Bedingungen wirtschaftlichen Handelns auseinander. Vom ersten bis in das frühe dritte Jahrhundert (Kapitel 3) besaß das westliche Spanien eine große Bedeutung für die Ökonomie des Römischen Reiches: Im Nordwesten der Iberischen Halbinsel und in der *Lusitania* wurden

3 Eine systematische Beherrschung selbst der *Tarraconensis* im fünften Jahrhundert durch die Westgotenkönige wird mit gutem Grund bestritten von Kulikowski (wie Anm. 1) 203–209 und 256–257.

4 Ebd., 207–208.

große Mengen Edelmetalls abgebaut. Wie in anderen Teilen des Römischen Reiches basierten Wirtschaft und Reichtum aber auch dort vorwiegend auf Agrarwirtschaft, so Fernández. Landbesitz sei daher von zentraler Bedeutung für die wirtschaftliche Stellung der Aristokratie gewesen. Es dominierten Wirtschaftseinheiten, die Grundnahrungsmittel (Getreide, Olivenöl, Wein, tierische Produkte) erzeugten und verarbeiteten. Mit dem Einstellen des Bergbaus, der fortan nur noch in kleinem Maßstab betrieben worden sei, dem Ende des staatlich subventionierten Olivenölhandels im südlichen Spanien sowie mit dem Niedergang des ostspanischen Weinanbaus im ausgehenden dritten Jahrhundert habe sich die wirtschaftliche Bedeutung Spaniens für den Handel im Römischen Reich verändert. Der Fernhandel habe an Bedeutung verloren, obwohl er nicht völlig versiege. Im spätrömischen Spanien habe sich die Reichweite von Handelsnetzwerken im Vergleich zur frühen Kaiserzeit weiter reduziert. Dies habe zu einer Neuorientierung der Wirtschaft auf lokale und regionale Märkte geführt. Ferner würden die wirtschaftlichen Aktivitäten der landbesitzenden Schicht in spätrömischer Zeit den Einfluss des auf Naturalabgaben (*annona militaris*) abgestellten spätrömischen Steuerwesens reflektieren. So seien nämlich verstärkt Investitionen in eine Infrastruktur zu beobachten, die der Weiterverarbeitung, Lagerung und dem Vertrieb von Naturalien diene, für deren Einziehen die lokalen Eliten verantwortlich zeichneten (107–108).

Die Fokussierung auf lokale und regionale Märkte kennzeichne auch die Wirtschaft in poströmischer Zeit (Kapitel 6), womit der Wandel in diesem Bereich weniger drastisch ausfiel, so der Autor. Regionale Verteilungsnetzwerke gingen allerdings zugunsten lokaler Austauschformen noch weiter zurück. Ausweislich der Keramikfunde verblasste nicht nur der Fern-, sondern auch der regionale Handel, wobei dieser Prozess je nach geographischem Raum graduell unterschiedlich verlief. So blieb die Küstenregion des westlichen Spanien noch längere Zeit mit dem überregionalen Handel verbunden. Die Gründe für diese Entwicklung seien vielschichtig: Hierfür werden vom Autor vor allem die fortschreitende Fragmentierung der politischen Landschaft und der Niedergang des römischen Steuersystems verantwortlich gemacht, der Anreize minimierte, in große Infrastrukturen zu investieren. Einfluss auf die wirtschaftlichen Strategien der landbesitzenden Elite im Westen der Iberischen Halbinsel hätte auch die Ansiedlung der Barbaren im fünften Jahrhundert besessen. Aus der Ansiedlung dürften sich, so der Autor, Konflikte zwischen autochthoner und immigrierter Bevölkerung ergeben haben,

die unter anderem gesetzliche Bestimmungen aus dem Westgotenreich beizulegen versuchten (200). Die Landbesitzer dominierten wie schon in spät-römischer Zeit: Ein auf Landbesitz beruhender Reichtum sei weiterhin essentiell für den gesellschaftlichen Aufstieg und für die soziale Stellung eines Aristokraten gewesen. Die materiellen Hinterlassenschaften würden bezeugen, dass sich die landbesitzende Elite zwar in ihren wirtschaftlichen Tätigkeiten an die gewandelten Rahmenbedingungen im fünften und sechsten Jahrhundert anpasste, um ihren Wohlstand zu sichern, aber die wirtschaftlichen Strategien sich kaum von jenen in römischer Zeit unterschieden. Eine für den Mittelmeerraum typische Landwirtschaft und Tierhaltung existierten im fünften und sechsten Jahrhundert fort. In einigen Gebieten lasse sich gar eine Intensivierung von Landwirtschaft und Tierhaltung nachweisen. Die poströmische Wirtschaft war nicht von Regression gekennzeichnet (209).

Damián Fernández' Studie besticht durch eine ganze Reihe aufschlussreicher Einzelbeobachtungen für einen peripheren, im äußersten Winkel der spätantiken römischen und frühmittelalterlichen Welt gelegenen Raum, dem jenseits der hispanophonen Forschung bisher eher selten Aufmerksamkeit zuteilwurde. In hervorragender Art und Weise gelingt es dem Autor, die zahlreichen Einzelbeobachtungen zu einem schlüssigen Ganzen zusammenzusetzen und so wichtige Entwicklungslinien nachzuzeichnen. Mit der Wahl seines Untersuchungszeitraumes überwindet der Autor traditionelle Epochen Grenzen und mit ihnen verknüpfte Vorstellungen von Aufstieg und Niedergang. Die Geschichte der spät- und poströmischen Aristokratie im Westen der Iberischen Halbinsel war – und diese Einsicht dürfte kaum überraschen – in den von Fernández behandelten drei Jahrhunderten von Kontinuität und Wandel zugleich geprägt. Beides nahm sich in Intensität und Geschwindigkeit je nach Untersuchungsfeld und Region ganz unterschiedlich aus. In diesem Sinne liefert Fernández' Arbeit einen weiteren Beitrag zur „Transformation of the Roman World“.

Neu hingegen ist, soweit der Rezensent sieht, des Autors Abkehr von einer Unterscheidung zwischen Senats- und Munizipalaristokratie, da beide sich ähnlicher Merkmale des sozialen Status und ähnlicher Strategien sozialer Distinktion bedient hätten. Während sich in römischer Zeit auf der Iberischen Halbinsel relativ uniforme Ausdrucksweisen sozialer Distinktion herausgebildet hätten, sei für das fünfte und sechste Jahrhundert in dieser Hinsicht eine regionale Auffächerung zu beobachten. Durch verschiedenste Ereignisse wurde das westliche Spanien im fünften Jahrhundert vom Rest der

römischen Welt weitgehend abgetrennt. Das wertet der Autor als Zäsur, denn dies habe die einheitlichen Strategien sozialer Distinktion der Aristokraten im Westen der Iberischen Halbinsel zum Erliegen kommen lassen. Der römische Staat war für die dortigen Eliten nicht länger als Bezugsrahmen verfügbar. Sie mussten neue, vom Römischen Reich losgelöste Formen der sozialen Distinktion finden. Überzeugend legt der Autor dar, wie rasch sich diese Eliten an die neuen Verhältnisse anpassten, als sie gewahr wurden, dass ihnen die gentilen Nachfolgereiche die soziale und politische Stabilität boten, die ihnen Rom nicht länger garantieren konnte. Die Strategien des Machterhalts und der Machtentfaltung der Aristokratie in poströmischer Zeit wurzeln in der römischen Spätantike: Die strukturellen Muster, die aus der römischen Zeit geerbt wurden, waren fundamental für die Definition des sozialen Status poströmischer Aristokraten. Die die Kommunalverwaltung tragende *curia* wandelte sich im fünften Jahrhundert dort, wo *civitates* ihre Institutionen zu bewahren vermochten wie in der *Lusitania*, zu einer informelleren Versammlung führender Männer vor Ort. Teilhabe an der Ausübung öffentlicher Funktionen auf lokaler Ebene blieb ein konstitutiver Teil aristokratischen Selbstverständnisses auch in nachrömischer Zeit (194). Aristokraten waren keine passiven historischen Subjekte, so der Autor, sondern verfolgten aktiv Strategien, um ihren sozialen Status in einer sich wandelnden Welt zu bewahren. In dieser Hinsicht konstatiert Fernández eine rasche Anpassung der lokalen Aristokraten im Westen der Iberischen Halbinsel an eine sich wandelnde Umwelt. Die poströmische Zeit sei keine ‚barbarische‘ Epoche gewesen, in der frühere römische Praktiken und Traditionen durch nicht-römische ersetzt worden seien. Die Veränderungen seien eine Form der Anpassung an die neuen Gegebenheiten in den gentilen Nachfolgestaaten, basierend auf überkommenen Handlungspraktiken, die sich in der Vergangenheit als erfolgreich erwiesen hatten.

Christian Stadermann, Mainz
christian.stadermann@uni-mainz.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Christian Stadermann: Rezension zu: Damián Fernández: *Aristocrats and Statehood in Western Iberia, 300–600 C. E.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2017 (Empire and After). In: *Plekos* 20, 2018, 495–506 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2018/r-fernandez.pdf>).
